

Für die Berufsarbeit des Lehrers auf den Weg gegeben

Autor(en): **Disch, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **27 (1967-1968)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Für die Berufsarbeit des Lehrers auf den Weg gegeben*

von Stefan Disch

Wir Lehrer kommen eigentlich überall vor. Wir sind also keine seltene Gattung. Jedes Kind kennt mindestens drei bis vier, und jedes Nani hat noch mindestens einen in Erinnerung.

In Dörfern, Städten, in den Bergen und in der Ebene – man könnte sagen: wenn irgendwo ein paar Häuser beieinander stehen, treffen wir auch einen Lehrer an. In den Dörfern sind sie noch die Herren Lehrer, um die sich gelegentlich die Mädchen der besten Familien gestritten haben – ich sage dies absichtlich im Perfekt, denn es ist sozusagen paradis perdu. In den Städten heißen die Lehrer – dr Brunold, dr Caviezel und dr Valär.

Die Lehrer dürfen eigentlich auch nicht tun, was sie möchten. Sie müßten über ihre Würde wachen. Sie dürften überhaupt nie etwas tun, was man nicht tun sollte. Wenn der Lehrer einmal einen großen Schritt wagen will, steht bestimmt jemand da und sagt: «Grüezi Herr Lehrer».

Früher hat man ihn auch Schulmeister genannt. Meister in der Schule, Meister im Bereiche von Erziehung und Bildung. Schließlich hat man ihn dann etwas abgewertet – er verlor an Glanz und Größe und wurde Lehrer genannt. Aber auch dieser Titel klang immerhin noch sehr gewichtig, bis schließlich auch diese Form noch schwand und nur mehr Caluori, Gredig und Bardill übrig blieben. Dieser kleine Exkurs mag zeigen, wie veränderlich die Maßstäbe im Verlaufe der Zeiten gewesen sind und weiterhin bleiben werden.

Und wenn wir jetzt ein wenig in die Geschichte der Pädagogik zurückblenden, so stellen wir auch im Berufsbereich des Lehrers große Veränderungen fest. Die Volksschule war eigentlich vor 1800 eine Hilfsanstalt der Kirche, während drei Jahrhunderten eine Hilfsanstalt mit sozusagen krisenfester Existenz. Es war eine eher bescheidene Existenz, aber doch weniger problematisch und sicherer. Und der Lehrer – das war der Pfarrer. Dann trat die Schule mehr und mehr aus dem mütterlichen Schutzgehege heraus. Sie begann sich zu verselbständigen. Scholastik, Humanismus, Reformation, Rationalismus und Aufklärung – sie alle haben ihren Beitrag geleistet. Und der Schulmeister – er hat sich diese Entwicklung zunutze gemacht. Er trat nun als Berufsmann in Erscheinung. Und wenn er im Anfang noch sozusagen Diener des Pfarrherrn gewesen, also in untergeordneter Stellung sich befand, so gab ihm das Zeitalter der Aufklärung einen mächtigen Auftrieb. Denn das Bestreben, alle Menschen zum rechten Vernunftgebrauch zu erziehen, sie instand zu setzen, selbständig denkend das Leben zu gestalten – das bedeutete eine mächtige Aufwertung für Schule und Lehrer.

Das Stichwort hieß fortan: «Wissen ist Macht» – und der Lehrer war schließlich Übermittler des Wissens, also eine höchst gewichtige Persönlichkeit. Diese Tendenz hat sich dann im Verlaufe unseres Jahrhunderts immer mehr verdichtet, und so ist in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem viel besungenen Dorfschulmeisterlein ein Schulmeister und schließlich der vielbegehrte VW- oder Taunusbesitzende Lehrer unserer Zeit geworden.

* Referat von Herrn Schulinspektor St. Disch, gehalten am Kurs 9 der Bündner Lehrerfortbildungskurse des Vereins für Handarbeit und Unterrichtsgestaltung.

Eine neue Zeit – aber man muß schließlich mit der *Zeit* gehen, sonst muß man mit der *Zeit gehen*.

Aber sie haben es dennoch nicht leicht – die Lehrer – denn sie leben nicht mehr geborgen in der krisenfesten Existenz der Schule von damals. Sie sind nicht zu beneiden – höchstens wegen den Ferien! – Sie machen es eigentlich keinem recht. Und alle meinen, sie müßten es ihm immer wieder sagen, was sie an seiner Arbeit nicht richtig finden.

Die Ärzte sagen, die Lehrer überanstrengen die Kinder zu viel, es werde zuviel Stoff in die armen Wesen hineingestopft, vor allem viel zu früh. Weil durch das dunkle Faktum der Akzeleration der junge Mensch von heute ohnehin schon beunruhigt sei. Bei einer derartigen Reizüberflutung dürfe die Schule nicht auch noch überfordern. *Die Psychologen* stellen fest, die Familie sei nicht mehr wie früher das Nest. Deshalb wird gefordert: Schafft dem Kind einen Ersatz in der Schule! Sorget, daß die zu früh aus dem Nest Gefallenen wenigstens in der Schule noch ein Stück wahrer Kindheit erleben!

Dann kommen die Soziologen: Das Individuum soll entstehen. Kein Massenunterricht – Vermassung ist die große Gefahr.

Die Politiker: Schülermitregierung, Schüler selbstregierung, Diskussion, Demokratie – das ist notwendig.

Der Staat: Die Lehrpläne müssen erfüllt werden, größtmögliche Ausbildung aller individuellen Fähigkeiten und allgemeine Hebung des Bildungsniveaus.

Die Schulbehörden: Eine gute Schuldisziplin, sorgfältige Arbeit, gute Beteiligung am Unterricht, möglichst gleichmäßige Unterrichtsergebnisse, schöne Handschriften, lange Aufsätze, gute Orthographie und ausführliche Unterrichtsvorbereitungen.

Handwerk und Industrie behaupten: Die Kinder können viel weniger als früher. Die Ergebnisse bei den Eignungsprüfungen sind katastrophal, besonders im Rechnen und in der Orthographie. Auch in Physik und Chemie reichen die Kenntnisse nicht aus.

Und die Eltern: Das Kind soll gern in die Schule gehen und den Lehrer lieben. Es soll aber scharf drangenommen werden und möglichst viel lernen. Es soll keine Hausaufgaben haben. Möglichst gute Noten – man möge ein Auge zudrücken oder noch besser zwei, damit ein guter Lehrplatz gesichert sei. Das Kind sei nervös, man solle darauf Rücksicht nehmen. Es sei frech, man möge es Mores lehren.

Wer findet sich da noch zurecht? Und mancher Lehrer würde verzweifeln, wenn er Zeit hätte sich zu überlegen, was er eigentlich alles sollte. So mag er denn frei nach Kästner vor sich hinseufzen:

«Auch ich muß meinen Rucksack selber tragen.

Der Rucksack wächst, der Rücken wird nicht breiter.

Zusammenfassend läßt sich etwa sagen:

Wir sind zwar Lehrer, aber so geht's wirklich nicht mehr weiter.»

Wirklich nicht? Dann wäre es schlimm um uns bestellt. Darin liegt ja gerade das Wachsen und Werden der Schule. Mitten hineingestellt in die Zeit, in das Leben. Eine fortwährende Wandlung, ein mit den Gegebenheiten Rechnen, wie sie vorliegen, ein Mitgehen und Mitleben im Rhythmus des kulturellen Auf- oder sogar Abstieges. Und darin liegt nun auch die Verpflichtung des Lehrers, des immerwährenden Mitgehens, der Weiterbildung möchte ich sagen. Denn nur wer dauernd sich selbst unterrichtet, kann andere unterrichten.

Nur wer sich umspielen läßt vom Geiste der Zeit, bleibt lebendig. Wer sich mit dem Patent im Sack zufrieden gibt, der ist ein pädagogischer Holzbock. Wir müssen etwas tun, und der Gelegenheiten gibt es wirklich genug. Die Bildungsprogramme fliegen uns auf den Schreibtisch. Und sollte uns dies zu sehr an Schulmeisterei erinnern, dann sollen wir eben etwas anderes tun: Heuen oder zu den Negern reisen, Tiefseetauchen und sich von einem Hai in die Waden beißen lassen. Nur eines: *Tun* – sozusagen verbal leben.

«Das Leben bildet», hat unser Altmeister der Pädagogik gesagt – er hatte nicht unrecht. Gelegentlich ist mir manches aus der Schule verdächtig, weil eben manches am Leben vorbeigeht.

Der Befehl der Zeit, an uns Lehrer gerichtet, heißt immer wieder: Weiterbilden.

Wir sind also beim Tun angelangt, und in diese Wortfamilie gehört das Tunwort – von ihm, vom Verb möchte ich etwas sagen.

Wie oft müssen wir vom Schüler einen ganzen Satz verlangen. Dabei widerstrebt es einem im Innersten, diese Forderung immer wieder auszusprechen. Eigentlich sollte der Befehl nicht heißen: «Bilde einen ganzen Satz!» – sondern: «Suche ein Verb für deine Antwort!» Denn da sitzt das Übel – die Verbenarmut. Unsere Schüler besitzen keine oder wenigstens ungenügende Verbalvorstellungen. Und sollten sie dieselben noch besitzen, dann kennen sie keine Anwendungsmöglichkeiten. Dabei ist diese Verbenarmut nicht nur eine Frage der Aufsatz- und Stillehre. Sie ist es schon, aber sie geht noch tiefer, sie wurzelt im zwangsmäßigen Ablauf des Sprechdenkens.

In den indogermanischen Sprachen hat sich als Träger der Satzkonstruktion die Verbalform in ihrer Anwendung als Verbum finitum herausgestaltet. Dabei ist dieses Verbum finitum nichts anderes als ein Zeitwort, die Satzaussage. Auf diesem Verbum ruhen Art und Form der Aussage, alle anderen grammatischen Satzglieder werden von ihm bald mehr oder weniger bestimmt. Wilhelm Wundt sagt: «Die Sprachform, innerhalb deren unser gegenwärtiges Denken und Sprechen erwachsen ist, ist von frühe an ausgezeichnet durch die Vorherrschaft des Verbum finitum oder, vom Gesichtspunkt der Satzbildung aus betrachtet, durch die des rein prädikativen Aussagesatzes.»

Wenn nun dieses Verbum eine derart wichtige Rolle spielt, wenn es von den Satzteilen als erstes gewählt werden soll, dann gibt es für den Schüler nur einen Rat: «Wenn du ungefähr weißt, was du sagen willst, aber dich nicht recht ausdrücken kannst, so suche zuerst nach einem Verb!» Wenn dieses Verb gefunden ist, dann wird es unfehlbar gehen, vorausgesetzt allerdings, daß ein griffbereiter Vorrat an Verbalvorstellungen vorhanden ist.

Zwar sind die ersten Sätze der Kindersprache attributiv. Der Kleine sagt: «Milch heiß.» Die Verben werden aber rasch gewonnen, und beim Eintritt in die Schule hat das Kind für jede wesentliche Tätigkeit ein Verb zur Hand. Was ihm nun in der Schule geboten wird, das ist vor allem das, was das Auge erschaut und die Hand begreift. Er nimmt soviel Neues und Wertvolles in seinen Geistesbesitz auf, und seinem Sprechdenken wird dadurch soviel Nahrung zugeführt, wenn nur das Sprechen nicht in jener Richtung vereinseitigt würde, daß vorwiegend Gegenstände, ihre Eigenschaften und ihre Beziehungen festgelegt werden. Er besitzt für alle diese Substantive, Adjektive und Relationsbegriffe keine Verben. Attributiv wagt er sich nicht mehr auszudrücken, und somit unterbleibt die Satzbildung, oder es wird eine prädikativ-attributive Mischform gewählt, z. B. «das hat runde Löcher».

Bestimmt spielt auf dieser Stufe die Anschauung eine sehr große Rolle, aber der Tätigkeitsbegriff muß mit am Anfang des Anschauungsunterrichtes stehen.

Und wenn wir bedenken, daß der Lehrplan in der ersten Klasse auf die Namenwörter hinweist, in der zweiten Klasse Ding- und Wiewort folgen, und schließlich der Drittklasslehrer noch behauptet, es wäre nichts mehr vorhanden gewesen, er hätte wieder vorne anfangen müssen, dann haben wir eben keinen Grund, uns ob der Armut an Verbalvorstellungen zu verwundern und nötigenfalls aufzuregen.

Die Forderung heißt: Verbalvorstellungen schaffen – wieder sozusagen verbal leben. In echt prädikativen Sätzen sprechen und die Schüler zu gleichem Tun anleiten, und dieses Prinzip nicht nur auf den Sprachunterricht beziehen, sondern als Lehrgrundsatz auffassen.

Und nun zu einem Dritten: Es geht um die Sprecherziehung. Oft wird geglaubt, Sprachunterricht sei wirklich nur Pflege der in Buchstaben gestalteten Schriftsprache. Dem ist nicht so, denn die Pflege des lebendigen lautgestaltenden Sprechens ist ebenso wesentlich. Wir dürfen einfach nicht in der visuellen Sprachbetrachtung stecken bleiben.

Es ist so, wie Rudolf Hildebrand einst gesagt: «Das Hauptgewicht im deutschen Unterricht soll künftig auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und geschaut. Beide Erscheinungsformen der Sprache müssen wieder in ihr natürliches Verhältnis rücken.»

Dabei muß diese Lautschulung möglichst früh beginnen, um die Sprechfreude der Kleinen auszunützen und in eine angemessene, sprechtechnisch richtige Formgestaltung hinüberzulenken. Zudem gilt diese Sprecherziehung natürlich nicht nur für den Sprachunterricht. Das Sprechenkönnen betrifft die Schule in ihrer Gesamtheit. Sprecherziehung ist nicht nur Lehrfach, sondern *muß* Lehrgrundsatz werden. Es ist eine irrtümliche Meinung, daß in der Schule der erste Schritt in den Tempel des Geistes über die Schwelle des Lesens und Schreibens führe.

Zuerst sprechen, dann schreiben, und zwar nicht nur hochdeutsch sprechen, sondern mustergültig sprechen. Des Lehrers Befehl sei nicht: «Sprich laut und deutlich!» – sondern: «Sprich nicht besonders laut, aber sehr deutlich!».

Ich möchte Ihnen sagen und mitgeben: Machen Sie sich die tägliche Sprecherziehung zur Pflicht, Ihre Schule wird dadurch ein Sonntagskleid erhalten, das ihr gut ansteht. Nicht nur, daß die schriftliche Sprachschulung dadurch profitieren wird – Sprecherziehung läuft schließlich auf eine allgemeine Charakter- und Willensschulung hinaus, und alle diesbezüglichen Maßnahmen führen hin zu Besonnenheit, Klarheit und Beherrschung. Sprachbilden heißt den Menschen bilden.

Für mich ist die Aussprache der Kinder immer wieder ein Gradmesser für Erziehung und Unterricht in der Schule.

Und noch einige Ratschläge, aus inspektoraler Sicht Ihnen mit auf den Weg gegeben. Sagen Sie den Eltern um Gottes Willen immer die Wahrheit über ihre Kinder. Auch wenn diese Wahrheit unter Umständen bitter sein sollte, und selbst wenn der Vater eher dem athletischen Typus angehört. Wie oft werden Eltern mit der billigen Formel «ja, es geht schon» getröstet, und schließlich bringt dann der Zögling überraschenderweise eine Nichtpromotion nach Hause. Wahrheiten schmecken gelegent-

lich im Moment bitter, aber sie sind für Eltern leichter zu ertragen als eine pädagogische Lüge seitens des Lehrers.

Führen und Fordern – zwei etwas verpönte Begriffe im Bereich der Pädagogik. Aber sie sind wesentlich und notwendig. Oft habe ich den Eindruck, daß sich der Lehrer geradezu schämt, die Schüler klar und zielbewußt zu führen. Meint er vielleicht, Führung sei nicht mehr modern, passe sozusagen nicht zur modernen Pädagogik? Es kommt mir dann immer ein Sprüchlein in den Sinn:

«Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm hinan.
Jetzt kauern hin zum lieben Kindelein
die pädagogischen Männlein.»

Eine Klasse, eine Schule wirklich führen ist heutzutage vermutlich notwendiger denn je. Führen, – klare Anweisungen geben – dies ist immer auch ein Zeichen, daß der Lehrer weiß, was er will, und das sollte er. Diese Forderung sei dem Lehrer ins schulmeisterliche Heft geschrieben.

Fordern – oft wird so Handgelenk mal Pi spielerisch getändelt und dazu keck behauptet, das nenne man kindertümlich unterrichten. Mitnichten – wenn nicht in kindertümlicher Weise herzhaft Anforderungen gestellt werden, dann passiert überhaupt nichts, weder im erzieherischen noch im bildungsmäßigen Bereich. Vernünftig fordern von den Schülern – aber auch von sich selber – das heißt auch methodisch nicht in Mini machen, sonst könnte man leicht zur Auffassung gelangen, er, der Lehrer, sei ganz oben auch ohne.

Und noch etwas: Vorbild zündet – so oder so! Dieser Grundsatz gilt vor allem auch in der Schrift. Hütet euch vor schlechten Wandtafeldarstellungen, sonst gebt ihr den Schülern einen Freipaß für schlechte Heftarbeiten. So wie der Lehrer an die Wandtafel schreibt, so ungefähr schreiben die Schüler in ihren Heften. Ich bin der Auffassung, und die Erfahrung hat es mich gelehrt, daß alle Schönschreibhefte mit den unzähligen Bogen, Girlanden und Schlaufen nichts nützen, wenn schließlich an der Wandtafel täglich das Gegenteil vordemonstriert wird. Sorgfältige Wandtafelarbeit ist die beste Voraussetzung für den schriftlichen Unterricht.

Kurios ist auch, daß das Schulgebet immer mehr verschwindet. In größeren Schulbetrieben ist es meistens nicht mehr modern. Einverstanden, daß anstelle des Gebetes ein Lied gesungen wird, aber gar oft unterbleibt beides. Junge Lehrerinnen und Lehrer sagen mir gelegentlich, sie könnten das nicht, es sei Schaufensterreligion. Ist Schule wirklich nur mehr Wissensvermittlerin? In Landschulen wird diese sogenannte moderne Haltung des Lehrers von vielen Eltern nicht begriffen.

Und noch ein Wunsch: Schimpfen Sie nicht über Ihren Vorgänger. Sagen Sie nicht, es sei halt stofflich gar nichts dagewesen, Sie hätten wieder von vorne anfangen müssen. Wenn Sie einen Schranz im pädagogischen Herzen haben, dann probieren Sie bitte nicht, auf Kosten ihres Kollegen zu flicken. Er ist ja Ihr Kollege, oder sie ist Ihre Kollegin. Es macht sich einfach schlecht.

So, das wäre vorderhand alles, der Hausaufgaben sind genug. Und was ich noch sagen wollte – löst sie erst nächste Woche, denn Hausaufgaben über Sonntag sind mir entsetzlich zuwider.